

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

271 (21.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Der November von Lyon

Proletariendiktatur vor hundert Jahren

(Nachdruck verboten)

Es ist gerade ein Jahrhundert her, daß eine der reichsten Industrien des damaligen Europa, die Seidenindustrie von Lyon, von einer Wirtschaftskrise betroffen wurde, die in ihrem Ausmaß nur noch der Wirtschaftskrise vergleichbar ist, die die Welt von heute erfasst hat. Und wenn die Lyoner Seidenindustrie auch nicht so umfassend war wie die heutige Weltkrise, so genügt sie doch, um in ihren Auswirkungen der heutigen Katastrophe nicht nachzugeben.

Die „Canuts“, wie die Seidenweber spöttlich genannt wurden, lebten in einem unvorstellbaren Elend, hungrten sich mit ihren Familien krank und wurden vom Fieber der Verzweiflung ausgezehrt, weil keine Aussicht auf Besserung bestand. Infolge der Krise war der Lohn bei gleichbleibender — jedoch bis achtzehnhundertfacher Arbeitszeit — auf ein Sechstel des Verdienstes der normalen Zeiträume gesunken.

An der Seidenindustrie von Lyon waren ungefähr vierzigtausend Arbeiter beschäftigt, die wenigsten aber in Fabriken, deren es noch ziemlich wenige gab. Wie wurden nun diese Seidenweber beschäftigt? Es hatte sich in Lyon eine besondere Form von Heimarbeit eingebürgert, die intensivste Ausbeutung ermöglichte. Es gab in der Stadt die Institution der sogenannten Werkstattführer, die eigene Werkstätten besaßen und sie den Arbeitern gegen Abzug der Hälfte des Arbeitsertrages zur Verfügung stellten. Diese Werkstattführer, die als Kleinbürger und Kleingewerbetreibende angesehen werden können, wurden bei fortschreitender Krise vollkommen proletariisiert, die Hungerarmee von Lyon vergrößerte sich um achttausend Männer mit ihren Familien; eine geschlossene Front von fünfzigtausend Verzweifelten wandte sich gegen die sechs- oder siebenhundert Fabrikanten der Stadt.

Als die Vorkämpfer der Seidenweber erschöpft waren, beauftragte der Präfekt von Lyon, Bouvier-Dumoulaud, daß der Stadt Lyon von der Croix-Rouge, der Föderation des Elends und dem Quartier des Hungers, Umkleeläden, wenn es nicht gelang, die revolutionäre Stimmung der Canuts zu befeuern.

Als nun die Arbeiter die Forderung nach einem Tarifvertrag erhoben, der ihnen das tägliche trockene Brot sichern sollte, war es Bouvier-Dumoulaud, der diese Forderung mit seinem Ansehen unterstützte. Der gewerkschaftliche Kampf, den die Arbeiter durch Versammlungen auf öffentlichen Plätzen nachdruck verliehen, war von Erfolg begleitet: eine Kommission aus zweiundzwanzig Arbeitern und zweiundzwanzig Fabrikanten setzte sich zusammen, um den Tarif zu beraten.

Der Tag der Entscheidung in den Verhandlungen nahte heran. Eine ungeheure Menschenmenge zog aus den Elendsvierteln ins Zentrum von Lyon und besetzte den Platz von Bellecour und die Umgebung der Präfektur, in der die Entscheidung über das Schicksal der Armen gefällt werden sollte. Einen solchen Aufmarsch hatte Lyon noch nicht gesehen: aus der dunklen, nach Schattensuchen sich sehenden Masse drang nicht ein Schrei hervor, kein Wort der Drohung oder der Verzweiflung wurde laut. Die ungeheure schwarze Menschenmenge stand vollkommen stumm da, aber ihr Schweigen war fürchterlich und schrie lauter, als es schreien könnte von Stimmengewalt. Und die gesamte Demonstration erfüllte ihren Zweck: der Tarif wurde beschlossen.

Das Elend, das bis nun geschildert wurde, erhob seine Stimme und erfüllte mit seinem Jubel die Straßen von Lyon. Der Gehörgang der Freude hatte einen Reiz: „Es lebe Bouvier-Dumoulaud, der Vater der Arbeiter!“ riefen die Weiber, riefen ihre Frauen und Kinder. Die Canuts jubelten dem Manne zu, von dem sie glaubten, daß er das Recht der Armen vertrete.

Aber dieser Bouvier-Dumoulaud war es, der, als die Fabrikanten ihr Wort brachen und sich nicht an den Tarif hielten, als sich auch die Regierung gegen den Vertrag wandte, an den Kai der Werbestände einen Brief richtete, in dem er dem Tarif die Gültigkeit absprach. Die nichtabgehenden Arbeiter ließen in ihren Versammlungen den Präfekten immer noch hochleben, als aber die

Partei der Scharfmacher eine immer höhnischere Sprache führte und eine Deputation von Weibern von einem Vertreter der Unternehmer mit geschuldeten Pistolen empfangen wurde, da — traten die Arbeiter in den Streik.

Am 21. November 1831 wurde ein Trupp von Weibern, der von Croix-Rouge nach Lyon zog, um dort Streikposten zu stellen, von einer Abteilung Nationalgarde mit Schüssen auseinandergejagt. Mehrere Schwerverwundete tranken den Wog mit ihrem Blute. Die mühseligen Schüsse alarmierten die Armee des Hungers, schlaue Hände griffen nach Katen, Beilen, Stöcken. Die Verzweiflung war härter als der Unterdrückungsgeist; als Pioniertruppen und Nationalgardien Croix-Rouge fürmten, wurden sie von den Weibern mit bloßen Händen übermächtig und entworfen. Die Weiber hatten nur Flinten, Pulver und Blei.

Und sie waren auch nicht mehr zu halten. Der Aufruhr roch an die Tore Lyons, sprengt sie auseinander, führt die Barrikaden. Die Weibzahl der Nationalgardien ist entworfen oder zu den Aufrührern übergetreten. Die Pioniertruppen wehren sich verzweifelt gegen den Ansturm des Volkes. Die Fabrikanten schießen aus den Fenstern ihrer Häuser auf die Menge und strecken Tausende von ihnen hin, die nichts anderes verlangt haben als die Möglichkeit, sich satt zu essen.

Die Truppen und der Rest der Nationalgarde, die sich im Rathaus verschanzt hatten, wurden vom Volk belagert. Da und dort lodern auf den Dächern Scheiterhaufen empor: der Hausrat jener Gebäude, aus denen auf die Proletarier geschossen worden war, wird ein Opfer der Flammen.

In später Nachtstunden verlassen die Truppen das Rathaus, nicht um die Stadt von der Herrschaft der Proleten zu befreien, sondern um sich den Käufern zu erklären.

Der Morgen sieht die Arbeiter als unumschränkte Herren der Stadt: in ganz Lyon gibt es keinen Soldaten mehr.

Die von den Arbeitern gebildete Regierung steht vollkommen erfahrunglos da und befragt sich darauf, musterhafte Ordnung zu halten. Die Stadtkasse, das Mühsam, der Palast des Bischofs, die Häuser der Reichen erhalten besondere Schutzpatronen.

Bouvier-Dumoulaud, der „Vater der Arbeiter“, nützt seine Popularität aus: er behandelt die Diktatoren so geschickt, daß die Diktatur der Arbeiter jene Zustände vorbereiten hilft, deren Grundzüge das Elend der Canuts ist.

Eine Woche lang dauert die Arbeiterregierung. Dann marschieren Marschall Soult an der Spitze von zwanzigtausend Mann in Lyon ein, ohne auf Widerstand zu stoßen. Und die zwanzigtausend Mann bleiben in Lyon, um darüber zu wachen, daß die Armen und Elenden den Fabrikanten die Gasse so billig herfallen, daß diese Herren mit Bern, Basel und Köln konkurrieren können. . . .

### Totentag

Wir nagen wie Ratten mit ruhigen Händen  
Mit dröhnendem Hammer den Stein von den Wänden.  
Wir schürfen in Schlüffen vergrabene Kohle  
Und dürfen und dürfen nicht Atem holen.  
Wir schwingen den Hammer mit Urkraftgebärde  
Und hengen das Blut aus den Tieren der Erde.  
Auf den Gipfen brennt glühend der Schwefelstein,  
Vor der Hitze Gerüche im Felsenraum.  
Der finstere Vulkan feuert und grinst,  
Wer die tiefen Kanten dein Brot gewinnt.  
Durch die Stollen geht johlend der Grabenband,  
In den Knochen hebt brennend der tiefende Schraub.  
Wir müssen all unsere Kräfte geben,  
Und hind wir auch veressen vom Leben,  
Wir müssen, daß unsre Arbeit der Welt  
Die lobende Tafel des Daseins hält. Heins von der Ruhr.

### Das Grab am Wannsee

Zum 120. Todestage Heinrich v. Kleist's

Es ist ein trüber Novembertag des Jahres 1811, der Wannsee liegt voller Nebel. Am „Neuen Krug“ beim Wirt Stimmig fährt eine Kalesche vor. Eine Dame und ein Herr steigen aus. Ja, sie müßten länger hierbleiben, sie erwarten Freunde. Für jetzt bitte ein Mittagessen und dann zwei Zimmer für die Nacht. Jamohl, zwei. Der Wirt äugt noch einmal dienstbeflissen auf die beiden Herrschaften, die er bestimmt für ein Liebes- oder Ehepaar gehalten hat. Aber wie man wünscht, er hat auch zwei Zimmer.

„Sahen Sie ein Boot, Herr Wirt, das uns zum andern Ufer fährt?“ — Gemächlich ein Kahn steht zur Verfügung. — „Wollen wir nicht lieber gehen?“ fragt die Dame. Sie gehen also. Durch einen Freund hatte er, Heinrich v. Kleist, vor kurzer Zeit diese Frau kennen gelernt, auf die eine unheilbare Krankheit tiefe Schwermut gelenkt hatte. Diese Todeslust führte die beiden zusammen. Als sie ihm einmal ein Lied vorlas, tief er aus: „Das ist zum Erschrecken schön!“ Auf dieses Wort kam Henriette Boel zurück. „Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß Sie dies tun, da es keine Männer mehr auf Erden gibt — bitte: erschließen Sie mich!“ „Ich werde es tun“, unterbrach sie Kleist, „ich bin ein Mann, der sein Wort hält.“ — Sehr vernünftig kommen die beiden vom Spaziergange zurück, trinken Kaffee und schreiben dann eine Weile auf ihren Zimmern. Der Hausknecht, der die ganze Nacht hindurch wacht, sieht auf den Zimmern beständig Licht brennen und hört die beiden auf und ab gehen. Ueberdient Kleist noch einmal den gigantischen Torso seines Lebens? Den Haß gegen Napoleon, der ihn in die Arme, den Haß gegen die Subordination, der ihn aus der Armee getrieben hat? Ueberdient er seine Einamkeit, die ihn manchmal dem Wahnsinn nahe gebracht, seinen Mangel an Erfolg, an Freunden? Hat er es aufgegeben, die drei Wünsche seines Lebens zu verwirklichen: eine Tal, ein Kind, ein Buch?



Am Morgen des 21. um 5 Uhr bereits, kommt Henriette Boel herunter und verlangt Frühstück. Etwas später ruft Kleist nach einem Boten. Es ist ein Brief an seine Schwester Ulrike in Berlin. „Möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unangenehmlicher Seite dem meinen gleich.“

„Wann kann der Bote in Berlin sein?“ — Gegen drei Uhr. „Es war inzwischen Mittag geworden.“ „Ist jetzt der Bote bald da?“ „Ja, bald wird er da sein.“ Kleist und Henriette gehen hinaus und schauen den großen Wannsee entlang, wo fern die Türme von Spandau aufstehen. Tische und Stühle und Kaffee, den sich Kleist immer wieder ausbittet, werden ihm ins Freie gebracht. Auch für acht Groschen Rum. Dann wird die Rechnung bezahlten und der Aufwärterin, die die Sachen herbeischafft hat, ein Trinkgeld gegeben. Die Aufwärterin geht fort und sieht noch, wie die beiden Fremden an den Tisch eilen. Dann erhebt ein Schuß und weber einer. Sie glaubt, die Herrschaften schloßen zum Vergnügen und geht weiter. Als die Wirtin heraussieht, finden sie Henriette mit gefalteten Händen ausgestreckt, die Kugel in der linken Brust, mitten durchs Herz. Kleist hatte sich die Kugel durch den Mund ins Bein gejagt. „Und eben hatte sie noch miteinander gelacht und geplatzt und Steine ins Wasser geworfen“, sagt fastungslos die Aufwärterin. — Arbeits vom Wege, von dichten Bäumen und Föhren umgeben, umschließt ein Eisenatter das Grab mit den zwei Gedendsteinen. Die letzte Ruhe eines ruhelosen, unglücklichen Lebens. D. K.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Fackelreiterverlag Hamburg-Bergedorf

„Das ist eine Falle!“ bricht Rhee aus. „Sie würfeln um Ihren Kopf!“

Brandt lacht verächtlich. „Dem Alten ist der Kopf locker als mir.“

Ueber Broucas Gesicht geht ein Wetterleuchten, drohend weht sein Barigewitz: „Aber kompromittiert wird nicht! Das Verbrechen müssen Sie uns geben, Brandt!“

Die Sorae ist überflüssig, lieber Brouca. Jetzt geht an die Arbeit! Die Massen dürfen mir jetzt nicht die Arbeit verkaufen. Bedrohlich liegen die Verbündnisse vorerst nur im achtzehnten Arrondissement. Ihr müßt unversäglich in die Unruhebrecher losfahren. Sagt den Leuten, daß es in zwei Stunden keine Regierung Saint Brice mehr geben wird. Und Sie, liebe Landruz, bleiben für alle Fälle hier in der Befehlzentrale.“

„Ich — hierbleiben!“

„Jamohl, hierbleiben.“

Rhee bekommt flackernde Augen. „Sie sind nicht bei Trost, Brandt! Mein Platz ist bei den Massen auf der Straße. Ich werde mit diesen tosenden Säufen am besten fertig. Es handelt sich in erster Linie um Kommunisten. Ich war klug genug, meinen Einfluß auf die Radikalen nie zu verlieren.“

Brandt sieht sie voller Mißtrauen an. Brouca fällt energisch ein: „Die Landruz hat vollkommen recht. Was soll sie denn hier? Draußen bei den Arbeitern ist sie wichtiger.“ Lomnier und Willaut verneigten dieselbe Ansicht.

„Wenn ich mich nur auf jeden verlassen könnte!“ herrscht Brandt die Rothhaare an.

„Verdienen ich Ihr Mißtrauen? Wer war in den letzten Jahren Ihre treueste Gehilfin? Bin ich unzuverlässig, weil ich Ihren Sieg vollenden helfen will?“ Rhee lachen sarkastisch vor Erregung.

„Aber es muß mein Sieg sein!“ versetzt Brandt grob. Pöblich reicht er Rhee freundlich die Hand. Er hat ihre aequivalenten Augen gesehen. Ja, sie war seine treueste Schildträgerin, aus jeder Pore sprang ihm ihre lebensschaffliche Liebe entgegen. Er kann ihr nicht mehr geben als Kameradschaft. „Gut, liebe Landruz. Sie versprechen mir nichts zu provozieren, was unser großes Ziel in falsche Richtung bringt?“

Leise und spitzbärtig flüstert ihr Lachen. „Ich verspreche Ihnen alles, was Sie wollen. Ich leiste jeden Eid darauf, daß Sie doch morgen in Paris diktieren.“

Brouca knurrt in seinen Aermeln. „Das eine lauge ich, Brandt! Kommen Sie nicht binnen einer halben Stunde heim und mit Sieg in der Tasche aus dem Quai d'Orsay wieder heraus, dann sitzen Sie heute Nacht Paris in die Luft! Das ist dann nicht unsere Schuld, sondern Sie den alten Seigneur darüber nicht im Zweifel. . . .“

XXII

Am Quai d'Orsay sind alle Minister versammelt. Saint Brice hat sich beiläufig die Verantwortung, die er durch Aufhebung der Haftbefehle auf sich nahm, rath auf die Schultern seines Kollegen zu verteilen. Ein Teil der Herren nimmt Entrüstung. Mit dem Aufwärtler soll verhandelt werden!

„Hol uns der Henker!“ knirscht Humette. „Schließlich gibts Tränen und Bruderfuß.“

„Kritik ist billig“, verteidigt sich Saint Brice. „Oder war einer von Ihnen bereit, die Folgen eines weiterdauernden Generalstreiks auf sein Gewissen zu nehmen? Ich trete ihm sofort mein Amt ab.“ Die Minister sehen einander vorbei und schweigen. Der Innenminister fragt kleinlaut: „Was soll denn die Waise Ihrer Verhandlungen mit Herrn Brandt sein?“

„Je nachdem“, erwidert Saint Brice. „Ich habe das Gefühl, daß Brandt sich der Schwere seiner Verleumdungen bewußt geworden ist. Er sieht, daß der Streik ihm über den Kopf wächst.“

„Inzwischen wächst uns Capponi über den Kopf!“ poltert Humette. „Wir sind außenpolitisch pleite. Polen und die kleine Entente fallen ab wie Felsen. Belgien hat vielleicht schon sein pater peccavi nach Rom geschickt! Demnächst schneit der deutsche Botschafter herein und legt den zerkerten Versailles Vertrag auf den Tisch!“

In diesem Ausbruch des Kriegsministers fällt die telefonische Meldung des Kommandanten von Paris, daß mehrere tausend Arbeiter an der Place de la Chaussee den Truppenfordern durchbrochen haben und bis zur Gare du Nord vorgezogen sind. Die Truppenführer seien durch die Aufhebung der Haftbefehle plötzlich unsicher geworden.

„Keine nutzlosen Zusammenstöße provozieren!“ befiehlt Saint Brice, ohne zu überlegen. „Kein Blutvergießen, solange es sich um friedliche Demonstrationen handelt.“

Am andern Drabende stößt der Kommandant von Paris: „Schießen! Nicht schießen! Was soll ich nun eigentlich tun? Entweder man paktiert oder knüppelt nieder.“

„Ich stelle alle Maßnahmen Ihrem pflichtgemäßen Ermessen anheim“, sagt der Ministerpräsident, hängt ab und ist stolz, sich so weise aus der Schlinge gezogen zu haben.

Während das Kabinett um sein Schattendasein ringt, fährt Brandt dem Stabinnern zu. Sein Herz ist von Sorge und Zweifel zerquält. Er hat ungeheureliche Millionenbeere in Bewegung gesetzt. . . . wohin! Senks der Alpen marschieren italienische Flieger und Divisionen auf! Wuh nicht das gaotische Frankreich den Appetit Capponis ins Ungemessene steigern? Noch eine Stunde — dann legt der Generalfreik im ganzen Land ein! Alle Streikmittes haben ihre Befehle: zehn Uhr abends, falls kein Widerruf erfolgt! Eine Stunde Senkersfrist. Nein, in einer Stunde muß Brandt Staatschef sein! Sonst brausen die roten Seeze Los. . . . Und draußen pocht Capponi an die französischen

Sperforts! . . . Kann ein einzelner solche Zentnerlasten auf seinem Rücken und Gewissen schleppen. . . .

Das Auto passiert den Boulevard de Clichy. Hier wird es angehalten. Brandt für verhaftet erklärt. Er protestiert. Ein herzuellender Offizier weiß nichts von aufgehobenen Haftbefehlen. Die Weisung der Regierung hat die unteren Dienststellen noch nicht erreicht. Endlich bequemt sich der Offizier zu einer telefonischen Anfrage. Es vergeht fast eine halbe Stunde, ehe er zurückkommt. Er entschuldigt sich, schwingt sich auf den Sitz neben dem Chauffeur. Das Auto faßt los.

Es ist bald zehn vorbei, als Brandt mit dem Offizier die Stufen des Außenministeriums hinaufsteigt, vorüber am Posten, die jeden Treppenschritt bewachen.

Jetzt tritt er über die Schwelle des Zimmers, das gestern noch seine Befehle hörte. Heute kommt er als . . . als Bittender? Als Gefangener? Oder als neuer Herr. . . .?

Saint Brice erhebt sich langsam und mit betonter Würde aus seinem Lehnstuhl. Am Fenster steht Humette mit glasigen Augen. Der begleitende Offizier steht sich auf einen Wink zurück. Drei Sekunden tiefe Stille.

„Ich habe Ihnen die erbetene Unterredung bewilligt, weil ich voraussetze, daß Sie mir Ihre bedingungslose Unterwerfung mitteilen wollen.“ Saint Brice hat selbstbewußt, aber nicht unfreundlich gesprochen.

Brandt kommt langsam auf den Tisch zu. Scharf und überlegt fallen seine Worte. „Die Zeit ist knapp zugemessen, Baron. Ich verzichte auf Einsetzungen und Rechtfertigungen. In einer halben Stunde geht die gestellte Frist zu Ende. Zwecklose Verhandlungen wären Luxus. Tritt die Regierung unversäglich zurück oder nicht? Im letzteren Falle hätten wir einander nur wenig zu sagen. . . .“

Humette kommt mit sprunghaften Schritten vom Fenster. „Die sen Ton erlauben wir Ihnen nicht!“

Saint Brice legt die Hand auf den Arm des Kriegsministers: „Bitte die Führung der Verhandlung mir als dem verantwortlichen Chef zu überlassen.“ lachte er freundlich, doch bestimmt. Dann fährt er Brandt scharf ins Auge. „Ich bin tief enttäuscht, daß Sie Ihre unerhörten Forderungen aufs neue vorzubringen wagen. Abtreten soll die Regierung? Um wem Platz zu machen?“

Brandt verdrängt die Arme vor der Brust. „In dieser Stunde nehmen die Massen nur von mir Befehle an. Es wird also dem Präsidenten der Republik nichts übrigbleiben, als die Bildung des neuen Kabinetts mir zu übertragen.“

Humette stößt ein ironisches Gelächter aus. Der Ministerpräsident kräuselt in Unnahbarkeit seine dünnen Lippen. „Ist es Kühnheit oder Naivität? Ihnen die Macht des Staates auszuliefern! Während Sie im Begriff stehen, die gefährvolle außenpolitische Lage durch dunkelste Maßnahmen auszuflachten, das Land zu ruinieren. . . .“

(Fortsetzung folgt.)